

Seltene Mädchen

Die aufrichtigen Erinnerungen
des Jona Beck

Roman von Raya Mann



Seltene Mädchen

Die aufrichtigen Erinnerungen
des Jona Beck

Roman von Raya Mann

Lektorat Julia Gilcher

Es gibt nichts zu verstehen.
Wenn man jemanden wirklich liebt,
muss man seine geheimnisvolle Seite
akzeptieren. Genau darum liebt man
ihn ja, nicht wahr?

Patrick Modiano,
Im Café der verlorenen Jugend

Prolog

Die Vergangenheit erfüllt mich vollkommen. Die Wirklichkeit besteht aus dem, was ich nicht mehr sehen, nicht mehr hören, nicht mehr riechen und nicht mehr berühren kann. Die einstige Sehnsucht, das einstige Verlangen, das vergangene Glück und der vergangene Schmerz, sie sind mein Leben. Brauche ich mehr?

In mir steigen Bilder auf, alte Bilder. Vor zwanzig oder dreißig Jahren waren die Lebewesen und die Gegenstände in diesen Bildern Wirklichkeit. Vor Jahrzehnten waren auch die Stimmen und die Geräusche, die ich noch heute hören kann, und die Gerüche, die ich immer wieder einatme, Wirklichkeit. Auf meiner Haut klingen Berührungen aus einer unvergessenen und doch fernen Welt nach. All diese Empfindungen, die unauslöschlichen Spuren von damals, sie bedeuten mir alles. Tatsächlich bin ich das, was ich war. Ein Anderer oder mehr als das, was ich war, kann ich nicht sein.

Ich bin 42 Jahre alt. Die Wirklichkeit von 42 Lebensjahren besteht aus so vielen Bewegungen und Begegnungen, dass kein Mensch sie erfassen kann. Wir bemerken nur den geringsten Teil von dem, was an uns vorbeizieht. Auf das Gedächtnis können wir uns nicht verlassen. Es hält die Dinge nicht fest, es lässt sie verloren gehen. Zudem erzeugt es zahlreiche falsche Erinnerungen an Dinge, die es nie gegeben hat. Also bin ich nicht das, woran ich mich erinnere, sondern das, was ich vergessen habe. Die Erinnerungen sind nichts als die Brosamen vom mächtigen Brot der Ver-

gangenheit. Die Brosamen sind mir geblieben, das Brot habe ich verzehrt.

Darum ist diese Fotografie so wichtig für mich. Es ist ein Glück, dass ich sie besitze. Jeden Tag betrachte ich sie. Die Szene, die darauf zu sehen ist, hat sich tief in meine Seele eingepägt. Sie war der Anfang von allem. Hätte ich die Fotografie nicht, würde ich vielleicht zweifeln an dem, was damals geschah. Sie wurde im Dezember 1990 an einem Sonntagnachmittag aufgenommen, wenige Wochen nach meinem sechzehnten Geburtstag. Sie ist der einzige Beweis für etwas, was damals entfesselt wurde, etwas Endgültiges und Folgenschweres.

Ich sehe einen Waldweg im Winter. Es liegt zwar kein Schnee, aber man kann die bittere Kälte fühlen. Die nackten Bäume muten wie erfroren an und auf dem Boden liegt totes Laub, mit Raureif überzogen. Die Luft ist in ein fahles Grau getaucht. So sehen die kürzesten Tage des Jahres aus: Das wenige Licht kehrt zur Finsternis zurück, bevor es seinen Schein richtig verbreitet hat. Der Waldweg verliert sich in einer leichten Biegung zwischen den Bäumen. Zwei Menschen entfernen sich, dem Weg folgend, vom Betrachter. Ich blicke ihnen hinterher.

Es sind junge Menschen, das erkennt man sofort. Das Mädchen ist halb Kind, halb Teenager. In seinen Kleidern, einem etwas zu kurzen Rock, wollenen Strumpfhosen und gefütterten Stiefeln, wirken seine Beine zu dünn und zu lang. Der Junge, einen Kopf größer als das Mädchen, sieht mit seinen breiten Schultern schon fast wie ein Mann aus. Mütze, Schal und Handschuhe des Mädchens haben dieselbe dunkelrote Farbe. Es sind die einzigen bunten Kleck-

se in dem Bild. Die beiden halten sich an der Hand, während sie in den Wald hineingehen. Dass sie fotografiert werden, scheint sie nicht zu kümmern. Vielmehr wirken sie so, als seien sie ganz allein auf der Welt.

Welches Glück, dass ich die Fotografie besitze!

Jona Beck, 2. Dezember 2016

Erster Teil · Rahel

Erstes Kapitel

„Jona! Jona! Jona!“

Zu Tode erschrocken schlug ich die Augen auf und sah ins Gesicht meines Vaters, der mich aus dem Schlaf schüttelte. Auf den ersten Blick erkannte ich ihn nicht. Ein solches Gesicht hatte ich noch nie gesehen. Es war blutleer und nass von Tränen, der Rotz lief aus seiner Nase. Ich betrachtete es und fühlte mich mit einem Mal ganz klein und verloren. Es war jedoch Papa, der sich klein und verloren fühlte, so, wie er aussah. Ich fühlte eine schreckliche Angst.

Ich schrie: „Was hast du? Was ist los mit dir? Wo ist Mama?“

Er presste seine Lider fest zusammen, wie jemand, der glaubt, mit geschlossenen Augen sei das Schlimmste leichter zu ertragen. Ich lag rücklings in meinem Bett und konnte mich nicht rühren, weil er mich an meinen Schultern festhielt. Mit aller Kraft stieß ich ihn von mir weg, sprang aus dem Bett und rannte aus meinem Zimmer.

Bei Rahel, meiner kleinen Schwester, fiel das Licht durch die offene Tür. Esther, meine große Schwester, saß auf der Bettkante, hielt Rahel fest in ihren Armen und weinte. Wieder schrie ich: „Was ist los? Wo ist Mama? Was ist passiert?“

Hinter mir hörte ich jetzt Vater keuchen: „Mama lebt nicht mehr. Mama ist gestorben – im Auto. Beide sind tot. Mama und Onkel Maximilian. Ein Unfall.“

Vor mir meine Schwestern: die Große, vom Weinkrampf geschüttelt, die Kleine wie leblos in ihren Armen. Ich trat näher und legte Rahel die Hand an die Wange. Ich verge-

wisserte mich, dass sie bei Bewusstsein war. Vater stand hinter mir, aber ich drehte mich nicht um. Ich wollte ihn auf keinen Fall ansehen. Mir war schon beim ersten Anblick schlecht geworden, beim zweiten würde ich mich sicher übergeben.

Das ist es, was sich mir von dieser Neujahrsnacht ins Gedächtnis grub. Esthers Verzweiflung, Rahel auf ihrem Schoß, die Zartheit ihrer Wange, und hinter mir dieses Stöhnen und Keuchen: „Mama lebt nicht mehr.“

Später mussten wir eine Pille schlucken, von der wir nach ein paar Minuten wegdämmerten. Unser Vater, der Pfarrer Thomas Beck, las uns drei Kindern so lange Psalmen vor, bis wir das Bewusstsein verloren.

Thomas Beck und Maximilian von Wedel hatten ihr Theologiestudium im Jahr 1963 begonnen. Sie waren sich am ersten Tag des ersten Semesters begegnet und schon bald dicke Freunde geworden. Thomas Beck wollte schon immer Gemeindepfarrer werden, Maximilian von Wedel Seelsorger im Gefängnis oder in der Psychiatrie. Nachdem sie ihr Studium abgeschlossen hatten, lernten sie die Schwestern Angelika und Renate Sonntag kennen. Thomas heiratete Angelika und Maximilian heiratete Renate. Beide Ehepaare hatten drei Kinder, die Becks zwei Mädchen und einen Jungen, die von Wedels zwei Jungen und ein Mädchen. Pfarrer Beck bekam seine Gemeinde und Seelsorger von Wedel seine Sträflinge und seine Patienten.

In der Neujahrsnacht 1987 nahmen die Ehepaare an einer Silvesterfeier teil. Kurz nach Mitternacht brachte Thomas

Beck seine Schwägerin Renate von Wedel nach Hause, weil sie Migräne bekam. Maximilian von Wedel blieb Angelika Beck zuliebe, weil sie die Party noch nicht verlassen wollte. Er hatte nichts getrunken, sie dagegen hätte nicht mehr fahren dürfen. Wenige Stunden später überfuhr ein schwer alkoholisierte Verkehrsteilnehmer eine Ampel bei Rot. Maximilian hatte Grün und wollte links abbiegen. Sein Auto wurde frontal von dem anderen erfasst. Angelika Beck und Maximilian von Wedel starben an der Unfallstelle. Sie ließen den Pfarrer Thomas Beck als Witwer, Renate von Wedel als Witwe sowie sechs Kinder als Halbwaisen zurück.

An die Jahre nach der entsetzlichen Neujahrsnacht 1987 erinnere ich mich kaum beziehungsweise nur ganz schwach und ungenau. Ich weiß eigentlich nur, dass ich meine Gefühle nicht mehr wahrnahm. Ich wusste nicht, was ich fühlte, ob ich überhaupt noch etwas fühlte. Ich fragte mich immer wieder, ob ich noch am Leben war, so unwirklich war das Fehlen meiner sämtlichen Empfindungen für mich. Von den vielen kleinen Begebenheiten und Umständen, die den Familienalltag ausmachten, weiß ich nichts mehr. Aber es geschahen auch unvergessliche Dinge und selbstverständlich habe ich das Gedächtnis an jene Jahre meiner Kindheit nicht vollständig verloren. An Ereignisse außerhalb der Familie kann ich mich eigenartigerweise noch am ehesten erinnern.

Da ich mich weigerte, an der Beerdigung teilzunehmen, wurde ich für ein paar Tage zu Oma Beck geschickt. Sie blieb meinerwegen der Beisetzung ihrer eigenen Tochter

fern. Doch das weiß ich nur aus den Erzählungen der Erwachsenen.

Im Gedächtnis haften blieb mir jedoch eine große Sache aus dem Jahr 1988. Das Pfarrhaus war eine riesige, heruntergekommene Villa. Ein Industrieller hatte sie im vorigen Jahrhundert für sich und seine Familie gebaut und sie in seinem Testament der Kirchengemeinde vermacht. Nun zogen Tante Renate und die drei Von-Wedel-Kinder zu uns ins Pfarrhaus. Der Älteste, Jakob, war vierzehn wie ich, Mirjam dreizehn und der Jüngste, Benjamin, neun. Das war eine drastische Veränderung unserer Lebensumstände. Ich war nicht im Geringsten darüber verwundert, sondern es leuchtete mir auf der Stelle ein. Es schien mir die beste Lösung für alle zu sein und ich hatte irgendwie das Gefühl, die Zusammenführung der Familien sei meine Idee gewesen.

Esther, Rahel und ich sprachen unsere Tante mit dem bloßen Vornamen an, einfach Renate. Ebenso riefen Jakob, Mirjam und Benjamin ihren Onkel beziehungsweise unseren Vater bei seinem Vornamen, Thomas. Kaum lebten wir miteinander im Pfarrhaus, benutzten alle sechs Kinder für beide Erwachsenen nur noch die Vornamen. Meine Schwester Esther und mein Cousin Jakob, die beiden Ältesten, hatten damit angefangen und wir Jüngeren ahmten es ihnen nach. Wir alle wollten wohl Gleichgewicht und Gerechtigkeit in die neue Gemeinschaft bringen. Wir Kinder, die mutterlosen wie die vaterlosen, waren bereit, Thomas und Renate untereinander zu teilen. Wozu wir nicht bereit waren, war jemand anderen als die Verstorbenen „Mama“ beziehungsweise „Papa“ zu nennen. Beides konnten wir

durch die Verwendung der Vornamen für die beiden verbliebenen Elternteile ausdrücken. Auch das schien mir die beste Lösung für alle zu sein.

Es war ein Glück, dass es funktionierte. Funktionieren konnte es deshalb, weil die beiden Familien seit jeher eng miteinander verbunden gewesen und wir Kinder miteinander aufgewachsen waren. Wir hatten eine Menge Freizeit miteinander verbracht, auch ganze Ferien und Familienfeiern. Dass Thomas und Renate im Jahr 1989 heirateten, überraschte mich kaum. Ich war inzwischen fünfzehn und hatte es kommen sehen. Zudem hatten Esther und Jakob, die zwei Erstgeborenen, kräftig die Werbetrommel für diese Heirat gerührt. Jetzt warteten wir nur noch darauf, dass Renate ihr Baby bekäme, unsere Halbschwester Zarah, wie sich herausstellen sollte.

Rahel, meine drei Jahre jüngere Schwester, bekam ihre ersten Reitstunden. Zu ihrem zehnten Geburtstag, wenige Monate nach der Neujahrsnacht 1987, wurde sie in dem Reitsportzentrum angemeldet. Warum kann ich mich ausgerechnet daran erinnern? Vielleicht weil Rahel und ich auf diese Weise eine eigene Sphäre außerhalb des Pfarrhauses bekamen? Das Reitsportzentrum lag außerhalb der Stadt und die Anfahrt war umständlich. Thomas und Renate wollten nicht, dass Rahel allein unterwegs war. Eines der älteren Geschwister musste sie dorthin begleiten. Keine Ahnung, ob ich mich freiwillig meldete oder ob ich dazu verdonnert wurde. Ich glaube nicht, dass ich aus freien Stücken reiten lernen wollte, aber es schien einfach zu meinen Aufgaben als Bodyguard dazuzugehören.

Rahel erwies sich als talentierte Pferdesportlerin und machte schnell Fortschritte. Das halbe Reitsportzentrum lag mir in den Ohren, was für ein Wunderkind sie sei. Und später bekam ich auch noch zu hören, welch hübsche kleine Amazone sie sei. Mir war das natürlich peinlich. Sie war das jüngste Mädchen von uns sechs Kindern. Nur unser Cousin Benjamin war noch jünger. Rahel sei etwas Besonderes, hieß es immer wieder. Ich hätte gerne gewusst, was die Leute damit meinten. Doch irgendwie war ich derselben Ansicht. Ich fühlte, seit ich denken konnte, einen gewissen Stolz auf Rahel.

Im Reitsportzentrum verkehrten lauter Frauen und Mädchen. Der einzige Junge zu sein, war mir immer ein wenig unangenehm. Doch nach zwei Jahren tauchte endlich ein anderer Junge auf. Er wurde von seiner Mutter chauffiert. Sie fuhr meistens ein silbernes Coupé mit breiten schwarzen GT-Streifen auf Kühlerhaube, Dach und Heck und mit vier zusätzlichen Rallye-Scheinwerfern vor dem Kühlergrill. Manchmal kam sie auch mit ihrem neuen Amischlitten. Unten war er in glitzerndem Gold lackiert und oben hatte er ein weiß bezogenes Dach. Die Typenbezeichnung habe ich mir bis heute merken können. Es war ein Oldsmobile Ninety-Eight Regency Brougham Sedan, Baujahr 1986.

Der Junge, der abwechselnd im Sportwagen und im Straßenkreuzer zum Reitsportzentrum gebracht wurde, hatte einen unmöglichen Vornamen, für den er sich schämte und mir leidtat: Ansgar. Ich war einen halben Kopf kleiner als er und ein Jahr jünger. Er sah blendend aus, wie ein Model. Für sein Alter hatte Ansgar ein viel zu männliches

Gesicht, kantig und knochig, mit einem markanten Kinn und einer hohen Stirn. Sein Haar bestand aus unzähligen blonden Strähnen, die kein Kamm bändigen konnte. Wir wurden in kürzester Zeit enge Freunde. Genauer gesagt hatte ich während der Pubertät außer Ansgar keine Freunde und umgekehrt war auch ich sein einziger Freund.

Er hatte eine Schwester, Astrid, die gleich alt war wie Rachel. Auf ähnliche Weise wirkte auch Astrids Gesicht für ihr Alter viel zu weiblich. Wie das ihres Bruders war es breit, mit weit auseinanderliegenden Augen, einem breiten Mund und einem betonten Kinn. Sie sah aus wie die vierzehnjährige Kate Moss, die damals als Model für Calvin Klein ihre Karriere begann. Gleichzeitig gab Astrid das weibliche Pendant zu ihrem Bruder ab. Aus heutiger Sicht konnte nichts und niemand verhindern, dass wir uns irgendwann näherkommen würden. Damals war das jedoch unvorstellbar für mich.

Ansgar besuchte eine andere Schule, sodass wir uns nur in unserer Freizeit sahen. Er kam mehrmals pro Woche zu uns ins Pfarrhaus, weil er sich ein wenig in Mirjam verschossen hatte. Er verbarg es vor mir, weil es ihm peinlich war. Zu Recht, denn ich hätte zu jener Zeit nicht verstanden, wie sich ein Junge in meine Stiefschwester verlieben konnte. Jahre später, als Mirjam achtzehn war, verlangte er von mir, für sie und ihn den Kuppler zu spielen. Aber das ist eine Geschichte für sich. Damals bemerkte ich nichts davon. Überhaupt war mir die Sache mit dem Verlieben ein Rätsel. Ich lebte mit drei Mädchen in einem Haus und fühlte mich ihnen nah. Mädchen waren nichts Besonderes für mich. Ich sah in ihnen so etwas wie Jungen, die keine

Jungen waren. Dass ich weitergehend darüber nachgedacht hätte, kann ich mir nicht vorstellen. Ebenso wenig beschäftigte es mich, dass Astrid kein Junge, sondern ein Mädchen war. Bei Ansgar dagegen spielte das Geschlecht eine entscheidende Rolle, denn zu diesem Zeitpunkt brauchte ich ganz bestimmt keine Freundin, sondern einen richtigen Freund. Selbst wenn ich vieles vergessen habe, was Ansgar und ich miteinander unternahmen und worüber wir sprachen, an eines erinnere ich mich genau: Es war schön, ihn zum Freund zu haben. Dieses Gefühl schlägt auch heute noch in meinem Herzen weiter.

Vieles jedoch, was in mir vorging, verstand ich nicht. Für mich als Jugendlicher zwischen zwölf und sechzehn waren Gefühle eine Energie, die mich entweder Katastrophen befürchten oder allenfalls an Wunder glauben ließ. Gefühle, ob erdrückend oder berauschend, wurden mir immer wieder zu viel. Es gab damals einen Song, dessen Text meine Befindlichkeit auf den Punkt brachte:

„Ich möchte ein Eisbär sein im kalten Polar.“

Dann müsste ich nicht mehr schrei'n. Alles wär' so klar.“

Doch so einfach ist es nicht. Was, wenn die Eisbärenjungen ihre Eltern verlieren? Niemand hat geschrien, glaube ich, weder meine Schwestern Esther und Rahel noch Jakob, Mirjam und Benjamin. Vielleicht habe ich es aber auch einfach vergessen. Noch heute, dreißig Jahre danach, weiß ich nicht, was der Tod bei jedem von meinen Geschwistern auslöste und wie jedes einzelne den Verlust verarbeiten konnte oder auch nicht. Irgendwie erscheint es mir undenkbar, dass es in unserer Familie für so etwas Großes und

Schweres wie Trauer Raum gab. Stattdessen blieb mir in Erinnerung, wie Renate mit ihren drei Kindern zu uns ins Pfarrhaus zog und wie die entstehende Patchworkfamilie, die Heirat von Thomas und Renate, die Schwangerschaft und die Geburt der kleinen Zarah uns in Atem hielten.

Wir lebten schließlich nicht auf dem Packeis. Im Gegenteil, in unserer Kinderstube mit den drei Jungen und den drei Mädchen ging es immer heiß her. Der tragische Verlust hielt uns nicht von den wildesten und erfinderischsten Spielen ab. Wir Kinder hielten bedingungslos zusammen. Jedes einzelne war für alle anderen da. Dass wir oft zusammen in ein Bett krochen, um zu zweit oder zu dritt darin zu schlafen, das habe ich nicht vergessen. Diese Art von Trost war überlebenswichtig für uns. Überhaupt waren es nicht die Erwachsenen, sondern allein wir selbst, die uns in unserer Trauer selbstverständlich und ohne viel Worte gegenseitig stützten und nährten. So entstanden übermächtige Bindungen zwischen uns Kindern. Umso verwunderlicher, dass ich heute keinen Kontakt zu meinen Geschwistern habe. Manchmal ist es nicht zu verhindern, dass gerade die innigsten Beziehungen sich in nichts auflösen.

Der Trost meiner Geschwister war nicht der Grund dafür, dass ich nicht geschrien habe. Was wirklich mit mir los war, das erkannte ich erst viele Jahre später. Ich fand die Lösung des Rätsels, als ich wieder einmal darüber nachdachte, weshalb ich mich geweigert hatte, an der Beerdigung teilzunehmen. Ein Teil von mir akzeptierte die Wahrheit nicht. *Mama lebte noch!* Während ich mit den Meinen weiterlebte, entwickelte ich insgeheim eine zweite Persönlichkeit, die auf Mamas Rückkehr wartete. Meine Seele

führte ein Doppelleben. Tief in meinem Inneren glühte die Gewissheit, dass Mama zurückkehren würde. Damit sie auch tatsächlich zurückkommen konnte, musste ich ihr treu bleiben und ihr Andenken bewahren. Meine Liebe würde ihr den Heimweg weisen. Ich ging davon aus, dass es lange dauern würde bis zu ihrer Rückkehr. Umso besser. An der Größe meiner Geduld würde sie die Größe meiner Liebe erkennen. Auf meine Mutter zu warten, war mein wichtigstes und mein einziges Vorhaben. Mit allem, was ich mit meinen Geschwistern oder mit Ansgar und Astrid unternahm, schlug ich nur die Zeit tot. Ich konnte mich schließlich nicht hinsetzen, nichts tun und einfach nur noch warten, denn ich wusste zu diesem Zeitpunkt ja gar nicht, dass ich nur noch lebte, um zu warten. So spaltete ich mich auf in einen ewigen Muttersohn, der sich in der Totenwelt verbarg, und in einen heranwachsenden Pfarrhaussohn, der Rahel zum Reitsportzentrum begleitete und dort seinen Freund Ansgar traf.

Von meinen Stimmungsschwankungen weiß ich nur, weil Renate später manchmal darüber sprach. Sie hätten kurze Zeit nach dem Unglück begonnen und seien nach vier Jahren wieder verschwunden. Ich war schon vorher ein ruhiges Kind gewesen. Doch nun durchlebte ich Phasen, in denen ich mich völlig in mich selbst verkroch, mich für nichts interessierte und mich an nichts erfreuen konnte. Ich wurde dauernd gefragt, was mich denn beschäftige. Wenn ich darüber nachdachte und nach einer Antwort suchte, wurde mir klar, dass ich an nichts dachte. Stattdessen fühlte ich diese Leere in mir, die mich vollkommen ausfüllte.

„Es ist nichts“, erwiderte ich dann. Doch Thomas, der Pfarrer, berichtigte mich, indem er Kierkegaard zitierte:

„Ja, es ist Nichts, aber nicht nichts, sondern das Nichts.“

Er wiederholte das so oft, dass es mir in Erinnerung geblieben ist.

Die Stimmungsschwankungen kamen und gingen in Zyklen. Ich war wochen- oder monatelang präsent, bis ich ohne Vorankündigung in düsteres Brüten versank und während einer längeren Episode nichts fühlte außer der Leere und Schwärze in mir. So wirkte es sich aus, dass ich Mutters Tod leugnete und meine Existenz ganz dem Warten auf ihre Rückkehr widmete. Aber das konnte niemand wissen, die Erwachsenen nicht und ich selbst war am allerwenigsten in der Lage, es wahrzunehmen.

Als Thomas und Renate heirateten, sprachen wir Beck-Kinder manchmal über die Unterschiede zwischen unserer Mutter und unserer Stiefmutter. Wir zählten alle möglichen Vorzüge und Fehler der beiden Schwestern auf. Wir stellten uns viele Fragen, auf die wir keine eindeutigen Antworten fanden. Wer hatte es besser getroffen? Die Beck-Kinder oder die von Wedels? War es von Vorteil, Angelika zur Mutter und Renate zur Tante zu haben? Oder umgekehrt? Esther behauptete, Thomas und Maximilian hätten mehr Gemeinsamkeiten als Angelika und Renate. Die beiden Männer seien sich im Temperament, in ihren Interessen und sogar vom Aussehen her sehr ähnlich. Die beiden Schwestern dagegen seien wie Tag und Nacht.

Ich bin heute so alt wie Renate damals und betrachte die Dinge aus einem anderen Blickwinkel. Meine Tante war mit

Mitte vierzig eine auffallend jugendliche Frau, immer charmant, oft auch kokett, eine attraktive Frau mit sinnlicher Ausstrahlung. So war sie schon vor dem Unglück gewesen und danach war sie nicht anders. Als Zwölfjähriger hatte ich noch kein Gespür für diese Art von Weiblichkeit. Mein Augenmerk galt auch nicht ihr, sondern Thomas, denn er war nicht mehr derselbe. Da ich mich nicht mehr an die Zeit unmittelbar nach dem Unglück erinnern kann, weiß ich nicht, was Angelikas Tod bei Thomas auslöste. Esther hat es mir später erzählt. Er habe regelrecht unter Schock gestanden und sei ungefähr ein Jahr lang schweigsam und niedergeschlagen gewesen. Im Übrigen hätte ich selbst ähnlich reagiert wie er, halb erstarrt und halb betäubt.

Ich hatte noch nie Erwachsene gesehen, die sich wie Teenager benahmen. Doch hier handelte es sich nicht um irgendwelche Erwachsenen, sondern um den Pfarrer Beck mit der Witwe seines besten Freundes beziehungsweise mit der Schwester seiner unlängst verschiedenen Ehefrau. Ihre Anzughelms gaben mir das Gefühl, alle Familienmitglieder wären in das Böse verstrickt und würden für diesen unabwendbaren Sündenfall bestraft und verdammt. Ich befand mich in einem Traum, in dem man fieberhaft nach dem Rückweg in die Wirklichkeit sucht, bis man endlich erwacht. Aber dann stellt man fest, dass das Erwachen bloß ein Teil des Traums ist und das Grauen weitergeht.

Ich war dazu verdammt zuzuschauen, wie Thomas Renate anfasste und küsste, wie er ihr Zeichen gab, woraufhin sie im Schlafzimmer verschwand und er ihr Minuten später folgte. Ich konnte sehen, wie gierig er war, als hätte er all

die Jahre seiner Ehe unter Entbehrungen gelitten. Vorher war er mein Vorbild gewesen, jetzt war er mir fremd. In meinen Gebeten hatte ich mir immer gewünscht, so zu werden wie er. Von Neujahr 1987 an betete ich ohnehin nicht mehr. Das Beten war einfach unpassend geworden. Es hatte seine Grundlage und seine Bestimmung verloren. Hätte ich noch gebetet, dann hätte ich mir vermutlich gewünscht, nicht so zu werden wie Thomas, jedenfalls nicht so, wie ich ihn neuerdings erlebte.

Esther war schon in der Pubertät und wollte genau wissen, was vor sich ging. Sie beobachtete und belauschte das Paar so schamlos, wie sie konnte, ohne dabei entdeckt zu werden. Alle paar Tage versammelte sie Jakob, Mirjam und mich um sich, um uns das Liebesleben von Thomas und Renate in allen Farben zu beschreiben. Rahel und Benjamin ließ sie aus dem Spiel. Esther schien erklären zu können, warum sich die Erwachsenen so unanständig benahmten. Seltsamerweise war ich ihr dafür dankbar, obwohl es mich nicht wirklich erleichterte, im Gegenteil. Einerseits steckte sie mich mit ihrer Sensationslust an, andererseits nahm auch bei mir die Geschlechtsreifung ihren Verlauf. Esthers Aufregung bildete den Nährboden, auf dem meine erotische Fantasie zu keimen begann.

Eines Morgens im Frühjahr 1988, als die von Wedels schon bei uns im Pfarrhaus lebten, erwachte ich mit einer Erektion. Es war das erste Mal und ich brauchte ein paar Minuten, bis ich das Phänomen einordnen konnte. Bald erwachte ich täglich mit einer „Morgenlatte“. Die Bezeichnung hatte ich von Jakob, der sie von Esther hatte, wie er freimütig zugab. Als Nächstes bekam ich jeweils vor dem

Einschlafen einen Ständer. Da ich nicht aufhören konnte, mit meiner Eichel zu spielen, kam es irgendwann zu meinem ersten Samenerguss. Bei der nächsten Gelegenheit fragte ich Jakob: „Du, sag mal, wie machst du das, dass bei deinem Schniedel Saft herauskommt?“

Er gab mir die gewünschte Auskunft und wir tauschten unsere dürftigen Erfahrungen aus. Doch ich argwöhnte, dass er mir etwas verheimlichte, und bedrängte ihn, damit herauszurücken. Es war nicht weiter schwierig. Offenbar wartete er nur darauf, das Geheimnis zu lüften.

„Pass mal auf!“, sagte er. „Es geht um deine große Schwester. Aber du musst dichthalten. Gib mir dein Ehrenwort!“

Er bekam es umgehend.

„Ich gehe zu Esther, wenn ich einen Ständer habe, und zeige ihn ihr. Meistens tut sie so, als ob sie sich davor ekelt, oder sie behandelt mich einfach wie Luft. Aber manchmal fasst sie ihn an. Sie nimmt ihn in die Faust und drückt zu.“

„Tut das nicht weh?“, fragte ich. Er grinste breit.

„Deine Schwester ist stark und gemein. So schnell lässt sie nicht wieder los. Aber davon wird meiner riesengroß. So dick krieg ich ihn selbst nicht hin, und es geht nicht mehr weg, bis zu einer Stunde, ich habe die Zeit gemessen. Es ist echt der Hammer!“

„Das ist verboten!“, schrie ich aufgebracht. Damals hielt ich alles Sexuelle für Sünde. Jakob tippte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn und lachte mich aus.

„Verboten? Meine Cousine ist *deine* Blutsschwester. Bei dir tut sie es bestimmt nicht.“ Er amüsierte sich großartig.

Das traf mich unvorbereitet und ich bekam die Sache in den falschen Hals. Als ich nämlich darüber nachdachte, welche Mitglieder unserer neuen Großfamilie wie miteinander verwandt waren, traf es mich wie der Blitz, dass Renate nur meine Tante und Stiefmutter war. Zuerst war es nur ein Pickel auf der Seele. Doch unmerklich begann ein Ausschlag die ganze Haut zu überziehen, aufzubrechen und zu schwären. Es endete damit, dass ich mir ausmalte, wie ich zu Renate ins Badezimmer schlich, um ihr meine Morgenlatte oder meinen Gutenachtständer zu zeigen, und wie sie mich bei meinem Geschlecht packte und mich nicht mehr freigab.

Ende August 1990, kurz vor meinem sechzehnten Geburtstag, erfüllte ich mir einen lang gehegten Wunsch. Es war ein normaler Wochentag und wir mussten alle zur Schule gehen. Es sollte einer der letzten heißen Tage werden, bevor der Herbst dem Sommer den Garaus machen würde. Nach der großen Pause verließ ich die Klasse und schwänzte die letzten Unterrichtsstunden. Ich wusste, dass Thomas nicht zu Hause war, Renate aber wohl. Ich rechnete damit, dass sie im Garten auf einer Liege lag und ein Sonnenbad nahm. Esther hatte fest behauptet, dass sie den Bikini auszog, wenn sie allein war. Ich schlich ins Haus, in die obere Etage und in das Zimmer mit der besten Sicht auf ihre Sonnenliege. Ich hatte schon morgens alle Jalousien herabgelassen und schräggestellt, sodass ich bequem darunter hindurchspähen konnte. Eine Stunde lang lag sie direkt unter meinen Augen, zuerst von vorn, dann von hinten und zum Schluss wieder von vorn. Ich hielt mich zwar in Deckung, aber dass sie mich trotzdem bemerkte, war

durchaus möglich. Genau das machte, zusammen mit dem Anblick ihres entblößten Geschlechts, den Bann dieser Situation aus. Noch tagelang rätselte ich daran herum, wie sie sich verhalten hätte, wenn sie mich gesehen hätte. Es gab unzählige Varianten, die ich mit einer Mischung aus Erregung und schlechtem Gewissen alle durchspielte.

Wegen meiner erotischen Gefühle für Renate wurde meine Beziehung zu Thomas noch komplizierter. Ich verstand das alles nicht. Ich wusste nicht, dass vor allem Neid und Eifersucht im Spiel waren. Ich missgönnte Thomas die Lust, mit der Renate sein Begehren erwiderte. Insgeheim wollte ich ihm den Platz streitig machen, den sie ihm in ihrem Herzen, aber auch in ihrer Scheide einräumte. Diese Dinge durchschaute ich jedoch erst, als ich erwachsen geworden war.

Man ist nicht das, woran man sich erinnern kann. Ich war und bin bis heute das, was ich nicht mehr sein konnte, das Kind meiner Mutter. Ich ging nicht zu ihrer Beerdigung, wohl weil ich insgeheim glaubte, dass sie noch lebte und irgendwann zurückkäme. Ich müsste nur lange genug auf sie warten. Doch hätte sie wirklich zurückkommen können? Sie hätte den Ehemann in den Armen ihrer Schwester vorgefunden. Im Pfarrhaus hätte sie sechs, mit Zarah sogar sieben statt dreier Kinder angetroffen. Mich hätte sie aufgespürt, als ich in den Anblick ihrer nackten Schwester vertieft war. In Tat und Wahrheit hatten wir Angelika die Rückkehr längst versperrt. Deshalb war ich fortan bei ihr, dort in der Unendlichkeit. Doch mich an diesen Zustand zu erinnern, war mir immer unmöglich, damals wie heute.

Zweites Kapitel

Die Vorweihnachtszeit ertrug ich nicht. Niemand im Pfarrhaus ertrug die Vorweihnachtszeit. Die Beklemmung wuchs von einem Adventssonntag zum nächsten. Vom Heiligen Abend bis zur Neujahrsnacht fehlten nur noch sieben Tage. Genau eine Woche. Jedes Jahr kehrte diese Nacht zurück. Die Nacht, in der der katastrophale Autounfall geschehen war. Trotzdem, oder gerade deswegen, gestalteten wir die Vorweihnachtszeit so festlich wie möglich und besonders an den Adventssonntagen rückten wir alle näher zusammen. Gemeinsam schmückten wir das ganze Pfarrhaus mit Zweigen von Stechpalme, Efeu und Weißtanne. Überall hingen Lichterketten und in den Fenstern große, rote Sterne, die von einer Glühbirne im Innern erleuchtet wurden. Wir bastelten wie die Verrückten und backten Unmengen von Weihnachtplätzchen. So versuchten wir, die bösen Geister zu vertreiben. Ich kann mich nicht an die verschiedenen Jahre oder an einzelne Tage erinnern, sondern nur an Beklemmung und Betriebsamkeit als Ganzes. Die einzige Ausnahme ist der 2. Dezember 1990.

Nach dem Mittagessen fragten Thomas und Renate, ob jemand von uns Lust auf einen Sonntagsspaziergang habe. Esther, Jakob, Mirjam und Benjamin redeten sich heraus, sie müssten an ihren Weihnachtsgeschenken weiterarbeiten. In Wirklichkeit war es ihnen zu kalt für einen Spaziergang. Rahel ging mit, weil sie an Thomas hing und umgekehrt, weil sie sein Liebling war. Ich schloss mich an, weil ich es offenbar nicht lassen konnte, Renate ein wenig den

Hof zu machen, seit ich sie beim Sonnenbad beobachtet hatte.

Thomas trug in seiner Freizeit fast immer einen Fotoapparat mit sich. Als wir nun durch den Wald stapften, kam ihm die Idee zu einem Bild. Es sollte wohl nach Hänsel und Gretel aussehen, jedenfalls sollten Rahel und ich händchenhaltend vorausgehen. Der Weg folgte einer Biegung und verlor sich zwischen den Bäumen. Der Betrachter mochte glauben, wir würden immer tiefer in den Wald hineinlaufen und nie mehr nach Hause zurückfinden. Wir fanden die Idee schrecklich und erhoben ein Protestgeschrei. Nie im Leben würden wir uns händchenhaltend ablichten lassen! Als Kompromiss boten wir an, nebeneinander zu gehen, aber ohne uns anzufassen.

Wenn Thomas eine seiner Bildideen umsetzte, machte er das meistens sehr umständlich. Er tüftelte mit Kameraeinstellungen und Bildausschnitten herum und strapazierte unsere Geduld. Auch für dieses Hänsel-und-Gretel-Bild brauchte er eine Ewigkeit. Rahel und ich liefen auf dem Wegstück hin und her, aber Thomas war unzufrieden und bat uns ein ums andere Mal, uns doch die Hände zu reichen. Schließlich sah mir Rahel in die Augen und zuckte die Schultern. Sie hatte genug und wollte, dass ich gute Miene zum bösen Spiel machte. Dann ging es auf einmal ganz schnell. Rahel und ich entfernten uns Hand in Hand. Hinter uns hörten wir das Klicken der Kamera und die Dankesrufe von Thomas.

Wir liefen immer weiter den Weg entlang und ließen die anderen hinter uns zurück, bis wir allein waren. Zuerst dachte ich noch darüber nach, wie ich Rahels Hand wieder

loswürde, aber zugleich hatte ich Angst, sie könnte es missverstehen, denn ich wollte nicht schroff zu ihr sein. Dann fragte ich mich, ob sie meine Hand überhaupt freigeben würde, denn inzwischen hatte sie ein paar Mal nachgefasst und ihren Griff sogar noch verstärkt. Ich erschrak, als ich mir vorstellte, Rahel würde mich nie mehr loslassen. Mit der Zeit spürte ich immer deutlicher, dass sie an meiner Hand ging, weil sie an meiner Hand gehen wollte. Nach einer Weile spielte es gar keine Rolle mehr, dass es Rahel war. Außer uns gab es weit und breit niemanden, der uns hätte sehen können. Ich malte mir aus, die ganze Menschheit wäre ausgelöscht und die Welt gehöre Rahel und mir. Wir wären frei und wann immer wir wollten, würde uns die Hand des anderen trösten. Irgendwann vergaß ich, dass ich Rahel immer noch an der Hand hielt. Ich ließ sie erst wieder los, als wir zu Hause gelangten. Wir hatten die ganze Zeit weder gesprochen noch uns angesehen. Thomas und Renate waren schon eine halbe Stunde vor uns im Pfarrhaus eingetroffen.

Den Rest des Nachmittags verbrachte ich ausgestreckt auf dem Bett. Allmählich verdüsterte sich der Tag und der Himmel hüllte sich in Finsternis. Außer mir hielt sich niemand in den oberen Stockwerken auf. Von unten drangen die Stimmen und Geräusche der anderen – mal leiser, mal lauter – zu mir herauf. Ich hatte jahrelang gewartet, jedoch ohne das Gefühl zu kennen, das sich jetzt in mir ausbreitete und mich auszufüllen begann. Ich schmeckte ihr bitteres Salz und ihre süße Säure. Sehnsucht. Das war es, was im Wald mit mir geschehen war: Die Sehnsucht hatte mich verzaubert. Später, als ich am gedeckten Tisch saß, kam

Rahel und setzte sich neben mich. Während des Abendessens berührten sich unsere Füße. Nach ein paar erstarrten Sekunden streiften wir unsere Pantoffeln ab und begannen, unter dem Tisch zärtliche Zeichen auszutauschen.

Am darauffolgenden Abend kamen wir beide barfuß zu Tisch. Wir hatten uns den Tag über nicht gesehen und uns nicht abgesprochen. Es war offensichtlich. Wir wollten beide wieder miteinander füßeln. Uns war klar, dass wir es nur im Verborgenen tun würden. Wäre es kein Geheimnis gewesen, hätte es nicht diese besondere Bedeutung gehabt. Wir suchten Intimität miteinander, über die wir nichts wussten, außer dass Dritte davon ausgeschlossen waren. Deshalb verhielten wir uns oberhalb der Tischplatte eher reservierter als sonst. Rahel unterhielt sich mit den Familienmitgliedern auf ihrer, ich mit denjenigen auf meiner Seite. Gleichzeitig konzentrierte ich mich auf Rahels Zehen, die zärtlich über meinen Rist strichen.

Von nun an saßen wir beim Abendessen meistens nebeneinander und liebkosten uns mit den Füßen. Was das bei mir auslöste, ist schwer zu beschreiben. Ich fühlte, wie zwischen Rahel und mir ein Band entstand, das von Mal zu Mal fester wurde. Ihre Gegenwart begleitete mich durch den Tag und ich dachte dauernd an sie. Das war etwas Neues, das ich nicht kannte. Ich war noch nie verliebt gewesen und mit sexueller Erregung schien es nichts zu tun zu haben. Als ich die nackte Renate beim Sonnenbad beobachtet hatte, war mein Schwanz groß und hart geworden. Das Verlangen hatte sich erst gelegt, nachdem ich zwei oder drei Samenergüsse gehabt hatte. Sehnte ich mich hingegen nach Rahel, bekam ich keine Erektion. Es war

eine viel umfassendere Empfindung, die nicht aus dem Unterleib kam. Ich fühlte die Vorfreude am ganzen Körper, außen auf der Haut und inwendig in meinen Eingeweiden und Knochen. Ich wünschte, dass dieses Gefühl mich nie wieder verlassen, sondern dass es immer größer und größer werden würde. Ich wollte so eng und so stark mit Rahel verbunden sein, dass wir uns nie mehr voneinander lösen könnten.

In den drei Wochen bis Heiligabend gingen wir uns aus dem Weg. Wir taten beinahe so, als würden wir uns nicht kennen. Die Wirkung des Füßelns auf unsere Beziehung war stark und verstörend und schüchterte uns ein. Wir redeten nicht miteinander, weil wir nicht über etwas anderes hätten reden können. Wir hätten uns Fragen stellen müssen. Was wird nach dem Füßeln kommen? Wollen wir das Steuer aus der Hand geben und es geschehen lassen? Wirst du den nächsten Schritt machen oder soll ich es tun? Hätten wir miteinander geredet, wären vielleicht auch unsere Furcht und unsere Ungeduld zur Sprache gekommen. Wir ahnten bereits, dass diese Adventszeit nur ein Aufschub des Unvermeidlichen war.

Wir waren verstummt und verständigten uns vor allem mit den bloßen Füßen, aber nicht nur. In gewisser Weise war ich blind gewesen und jetzt passte das Bild, dass ich mir von ihr gemacht hatte, nicht mehr zu meiner Sehnsucht. Ich wollte lernen, Rahel zu sehen, und brauchte Zeit, um meinen Blick zu verändern. Wenn ich bedenke, welche Herausforderung das bedeutete, dann waren drei Wochen sehr wenig Zeit. Doch Rahel verstand, es mir leicht zu machen. Vor dem Zubettgehen verbrachte sie eine

Viertelstunde im Badezimmer. Ich wartete so lange, wie sie brauchte, um sich auszuziehen, dann klopfte ich an die Badezimmertür. Sie ließ mich ein und schloss hinter mir wieder ab. Ich setzte mich auf den Rand der Badewanne und starrte sie an. Sie beendete ihre Toilette, ohne mich zu beachten. Jedes Mal, wenn ich sie musterte, brannte sich ihr Anblick tiefer in meine Netzhaut.

Rahel war dreizehn Jahre alt und sah auch aus wie ein Mädchen ihres Alters. Das klingt banal, aber für mich war es eine Überraschung. Ihr Gesicht war noch kindlich und ähnelte dem einer Puppe. Mund, Nase und Kinn waren klein und weich. Sie hatte lange, dichte Wimpern, aber so helle dünne Augenbrauen, dass man sie fast nicht sah. Sie war kleiner als ich, denn sie hatte ihre endgültige Körpergröße noch nicht erreicht. Auch Hüfte, Taille und Brüste fehlten noch. Nur ihre Extremitäten waren schon ausgewachsen und deshalb unverhältnismäßig lang. Aber nicht nur das, es waren die Arme und Beine einer jungen Frau. Sie waren so gleichmäßig und gerade, dass ich mich zurückhalten musste, sie nicht anzufassen. Rahel war schlank und knochig. Zwischen Schultern und Brustbein ragten ihre Schlüsselbeine hervor und hinterließen darüber und darunter tiefe Rinnen. Beim Betrachten dieser Körperpartie schnürte es mir die Luft ab und mir wurde schwindelig. Auch ihre Schulterblätter hoben sich deutlich von ihrem Rücken ab, sodass ich glaubte, ihr würden bald Flügel wachsen.

Aber am stärksten wurde mein Blick von der Stelle angezogen, wo sich unten am Becken die Innenseiten der Oberschenkel berührten. Dort war ein kleiner Hügel mit einer

Kuhle darunter. Ich hatte sie manchmal beim Lesen oder beim Fernsehen beobachtet oder wenn sie nur dasaß und träumte. Dann bedeckte sie diese Stelle mit der Hand. Es schien genau die richtige Stelle zu sein, um die Hand darauf zu legen.

Wenn Rahel fertig war, ließ sie mich allein im Badezimmer zurück. Offenbar hatte sie kein Interesse daran, mich nackt zu sehen. Doch umgekehrt schien sie zu wissen, wie wichtig es war, dass ich mich mit ihrem Körper vertraut machen konnte.

In dieser Zeit veränderte sich ihr Geruch. Plötzlich nahm ich Ausdünstungen an ihr wahr, die vorher nicht da gewesen waren. Jetzt roch sie manchmal streng nach Schweiß und Harn, aber auch nach Angst und Kampf. Damit löste sie zwiespältige Gefühle in mir aus, so, als ob ich diesen Stoff kosten müsste und gleichzeitig fürchtete, er könnte gefährlich für mich sein. Der Geruch war so scharf und er steuerte meinen Blick auf eine Weise, dass ich eine ganz klare Vorstellung von ihrem Körper bekam. Jetzt begriff ich, warum ich dauernd die Kuhle zwischen ihren Schenkeln anstarren musste. Dort war die Stelle, die niemand berühren durfte.

Schließlich wurde es Heiligabend. Damit rückte aber auch der Jahrestag der Todesnacht näher. Es war die erste Weihnacht mit Zarah. Renate und Thomas kamen mir dieses Jahr noch bedrückter vor als sonst, und auch die Kinder verhielten sich auffallend grüblerisch, die älteren, Esther und Jakob, ebenso wie die jüngeren, Mirjam und Benjamin. Nur Rahel und ich verfielen nicht der jährlich wiederkehrenden Trauer. Nicht, dass wir fröhlich oder gar ausgelas-

sen gewesen wären. Aber vielleicht zog uns die Zukunft so sehr in ihren Bann, dass wir keinen Raum für die Vergangenheit mit ihren bösen Erinnerungen hatten.

Ich kann mich an nichts von diesem Heiligabend erinnern, außer dass Rahel und ich uns als Einzige weigerten, mit zum Mitternachtsgottesdienst zu gehen. Thomas und Renate wichen der Auseinandersetzung aus und ließen uns gewähren. Vorher, bei der Bescherung, hatte Rahel mir etwas zugeraut. Es klang so beiläufig, dass ich nicht einmal überrascht war:

„Du bekommst mein Geschenk, sobald die anderen weg sind. Ich warte oben auf dich. Mach kein Licht.“

Im Dunkeln fand ich den Weg in ihr Zimmer und dort hörte ich ihre Stimme. „Komm her und leg dich auf mich!“

Ich näherte mich dem Bett. An ihrem Umriss erkannte ich, dass sie auf dem Rücken lag und die Arme seitlich ausgebreitet hatte. Ich tat, was sie mich geheißen hatte.

Als die Kirchenglocke zum Vaterunser läutete, wechselten wir uns ab. Jetzt lag ich auf dem Rücken und sie bäuchlings auf mir. Als die Glocken den Segen und damit das Ende des Gottesdienstes verkündeten, sagte Rahel: „Das war der erste Teil von meinem Geschenk. Wenn du mehr davon willst, dann komm zu mir und wir tun es wieder.“

Ich lachte und bedankte mich und Rahel lachte mit. Wir waren beide erleichtert, weil es so einfach gewesen war. Es war nichts. Kinderkram. Wir lagen in unseren Kleidern auf Rahels Bett. Einer von uns lag unten und trug das Gewicht des anderen. Nach einer Weile tauschten wir. Das war alles. Wir waren so erleichtert, weil wir nichts getan hatten, wofür wir uns schlecht fühlen mussten.

Vor uns lagen fast zwei Wochen Weihnachtsferien. Das Haus war groß und die Familie war groß. Wir konnten immer wieder mal für eine Weile verschwinden, ohne aufzufallen. Ganz so einfach wurde es dann aber doch nicht, denn wir konnten nicht genug bekommen. Kaum war ein Schäferstündchen beendet, drängte es uns auch schon zum nächsten. Am liebsten hätten wir Tag und Nacht pausenlos aufeinandergelegt. So feierten Rahel und ich Silvester und Neujahr. Wir waren so erfüllt von dem, was wir miteinander erlebten, dass wir nicht nur unsere tote Mutter vergaßen, sondern auch alle, die am Leben waren.

Bei uns im Pfarrhaus herrschte ein sicherer Zusammenhalt aller untereinander. Daneben gab es natürlich Beziehungen, die viel stärker und enger waren als andere. Wir verwendeten das Wort *Geist*, um diese Nähe zwischen einzelnen Familienmitgliedern zu bezeichnen. Zum Beispiel hatten Jakob und ich schon immer einen speziellen Geist, weil wir gleichaltrige Jungen waren und keinerlei Berührungängste voreinander hatten.

Seit Renate mit ihren Kindern zu uns ins Pfarrhaus gezogen war, hatte sich zwischen Esther und Mirjam eine innige Beziehung entwickelt, obwohl sie drei Jahre auseinander waren. Sie hatten jetzt auch ihren eigenen Geist.

Damals, als Benjamin zur Welt gekommen war, hatte die vierjährige Mirjam ihr Brüderchen „adoptiert“ – von Anfang an und für immer. Sie hörte tatsächlich nie auf, ihn zu bemuttern, während Benjamin umgekehrt immer noch total auf Mirjam fixiert war. Dieser Geist war besonders mächtig.

Rahel war ein Sonderfall, zwei Jahre jünger als Mirjam und zwei Jahre älter als Benjamin. Sie war ein typisches Sandwich-Kind: unabhängig, frühreif und individualistisch. Sie hatte mit unserem Vater Thomas Beck einen gemeinsamen Geist, was ihr eine starke Position in der Familie gab. Niemand glaubte, sie würde sich jemals mit einem anderen von uns verbinden.

Bevor unsere Mutter gestorben war, hatten Rahel und ich wenige Berührungspunkte gehabt. Sie hatte mich kaum beachtet. Nun trieben wir schon seit vier Jahren Reitsport zusammen und hatten uns mit Ansgar und Astrid befreundet. Im Augenblick orientierten wir uns nicht nur aufeinander zu, sondern ebenso weg von der Familie. Man hatte uns nur zwingen müssen, Hand in Hand durch den Winterwald zu spazieren, um diesen fremdartigen magischen Geist aus seiner Flasche zu befreien.

Sie war kein fremdes Mädchen und ich kein fremder Junge. Wir kannten weder Abstand noch Ausweichen. Wir begegneten uns nach dem Aufstehen und vor dem Schlafengehen. Wir verbrachten unsere Zeit miteinander. Wir akzeptierten uns mit den geheimnisvollen Seiten ebenso wie mit den gewöhnlichen. In dieser Alltäglichkeit geschah die intime Annäherung zwischen Rahel und mir wie von selbst. So war es möglich, dass mich Rahel mitten im Kreis der Familie während der Heiligabendfeier zu sich einlud: „Ich warte oben auf dich.“

Wie wir den Übergang von den Weihnachtsferien zum gewohnten Schulalltag schafften, kann ich mir heute kaum vorstellen. Es könnte zuerst eine Pause eingetreten sein,

die für Rahel und mich mit Erleichterung verbunden war. Denn am Ende der Ferien waren wir ausgelaugt gewesen. Nicht das Aufeinanderliegen hatte uns gerädert, nicht die halbe Stunde, in der wir still verharrten, sondern die Abstände dazwischen. Unsere Sinne waren ständig überreizt, weil wir unablässig am Auskundschaften waren, was im Pfarrhaus geschah. Wir mussten wissen, wie viele Familienmitglieder zu Hause und womit sie beschäftigt waren. Wir waren dauernd am Kombinieren, um herauszufinden, wann sich das nächste Treffen einrichten ließ. Im Grunde genommen taten wir zwei Wochen lang nichts anderes, als miteinander auf dem Bett zu liegen und danach den nächsten günstigen Zeitpunkt abzupassen. In den Zeiträumen dazwischen waren wir unruhig und angespannt. Wir hielten das Warten, bis wir uns wieder nahe sein würden, nur schwer aus.

Als wir wieder zur Schule gehen mussten, sahen wir uns morgens nur kurz beim Frühstück. Beim Abendessen saßen wir so, dass wir uns weder berühren noch anschauen konnten. Thomas und Renate reagierten beunruhigt. Sie glaubten, wir trügen auf diese Weise einen unlösbaren Konflikt aus, womit sie ja irgendwie sogar recht hatten. Rahel und ich ahnten bereits, dass unsere Sehnsucht eine Flamme war, die plötzlich zu einer Feuersbrunst ausarten konnte, die uns aufzehren würde, wenn wir nicht auf die Flamme achteten. Wir mussten das Feuer immer wieder begrenzen, was uns Dank unseres Spiels mit der vorge-täuschten Distanz tatsächlich leichter fiel. Vielleicht ahnten wir auch, dass die Flamme unser Geist war, der uns der Verlockung und der gegenseitigen Anziehung aussetzte.

Später dachte ich oft über diese Magie in unserer Beziehung und über das Paradoxon der Sehnsucht nach. Normalerweise empfinden wir Sehnsucht, wenn ein bestimmter Mensch unerreichbar ist. Die Sehnsucht wächst zusammen mit der Unerreichbarkeit und löst sich mit zunehmender Erreichbarkeit wieder auf. Unsere Sehnsucht, Rahels und meine, war anders geartet. Sie verhielt sich genau umgekehrt. Je näher wir uns kamen, desto durchdringender wurde die Notwendigkeit, noch näher und inniger beieinander zu sein. Wenn wir dabei waren, miteinander zu verschmelzen, wuchs der Wunsch nach Nähe zum anderen ins Unendliche. Hingegen verschwand die Sehnsucht, wenn wir uns aus dem Weg gingen.

Das meine ich mit dem Paradoxon der Sehnsucht. Man glaubt, jemanden zu vermissen, den man fest in den Armen hält. Und man vermisst ihn nicht mehr, wenn man ihn nicht in die Arme nehmen kann. In jenen Weihnachtsferien, als Rahel und ich mehrmals täglich, eben so oft wir konnten, aufeinanderlagen, wuchs unsere Sehnsucht über uns hinaus, sodass wir ganz winzig wurden und darin verloren gingen. Doch genau das wollten wir, in der Sehnsucht verloren gehen. Deshalb kam es einer Rettung gleich, als die Ferien zu Ende waren und die Schule wieder begann.

In dem Zeitraum zwischen Dreikönigstag und Karfreitag praktizierten wir das Aufeinanderliegen nur noch am Wochenende und jeweils nur ein Mal. Am Freitagabend also wurde Rahel allmählich wieder erreichbarer und mein Verlangen nach ihr begann zu drängen. Wir schauten uns wieder an und setzten uns am Tisch nebeneinander. Ich bekam Herzklopfen und einen heißen Kopf, Rahels Augen

wurden glasig und ihr Geruch stärker. Wir sprachen weiterhin kein Wort miteinander. Wenn wir bis Sonntagabend durchhielten, war das Erlebnis besonders süß und schwer. An einem Wochenende im Februar fanden wir keine ruhige Lücke, in der wir hätten verschwinden können. Am Sonntagabend waren wir kurz davor durchzudrehen. Doch dann flüsterte mir Rahel ins Ohr, ich solle warten, bis alle im Bett seien.

Das Pfarrhaus war dunkel und still, als ich gegen Mitternacht zu ihr hinüberging. Natürlich trugen wir um diese Uhrzeit unsere Schlafanzüge. Dieses Zusammensein übertraf alle vorherigen. Wir trafen uns, während die anderen schliefen. Es war schon fast mit Händen zu greifen, dass wir vor der ganzen Familie ein Geheimnis hatten und dass wir alles daransetzen würden, dass es ein Geheimnis blieb. Wir waren zwar nicht nackt, aber es war doch ein ganz anderes Gefühl, dass uns nur die Schlafanzüge trennten. Das Erlebnis traf uns mit einer solchen Wucht, dass wir uns Versprechungen machten.

Rahel sagte zu mir: „In der Heiligen Nacht habe ich dir versprochen, dass du zu mir kommen kannst, wenn du mehr davon willst. Ich schwöre dir, dass das die Wahrheit ist und nichts als die Wahrheit.“

„Und ich schwöre dir, dass ich immer zu dir komme, solange ich lebe“, erwiderte ich.

Von da an trafen wir uns nur noch um Mitternacht von Sonntag auf Montag. Manchmal stelle ich mir vor, wir hätten uns an unsere Schwüre gehalten. Sonntag für Sonntag und Jahr für Jahr. Sogar in diesem Moment träume ich da-

von, wir würden unser Ritual immer noch auf die gleiche Weise praktizieren wie damals, vor 25 Jahren.

Drittes Kapitel

Mit den Knospen kam der Frühling. Auch Rahels Leib entsprossen die zwei kleinen Knospen, aus denen ihre Brüste werden sollten. Sie verlor kein Wort darüber, sondern wartete, bis ich sie von selbst bemerkte, die kleinen Spitzen, die sich durch ihr Nachthemd abzeichneten. Unwillkürlich streckte ich meine Hand aus und strich sanft darüber. Rahel lachte.

„Möchtest du sie sehen?“, fragte sie. Ich nickte.

Sie streifte das Nachthemd über ihren Kopf und stand nackt vor mir. Rahels Haut war fein und blass. Um die Brustwarzen war sie fast durchsichtig. Die kleinen Brüste sahen tatsächlich aus wie zarte weiße Knospen, die bald aufbrechen und zu blühen beginnen würden. Ich starrte sie an und spürte, wie mich ihr Anblick bewegte. Ich hatte eine Empfindung, die genau so blass und zart war wie Rahels Brüste, eine Empfindung, die noch heute manchmal über mich kommt. Die volle Bedeutung dieses Moments, als sich Rahel vor mir entblößte, um mir zu zeigen, dass sich ihr Körper veränderte, verstand ich damals nicht. War es der Anfang davon, dass sie aufhörte, die *kleine Schwester* für mich zu sein?

Sie errötete und fragte leise: „Findest du, es sieht doof aus?“

„Was soll daran doof sein?“

„Ich weiß nicht. Wie findest du sie?“

„Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Sie sind richtig süß. Total niedlich.“

„Gefallen sie dir?“

„Sie sind etwas ganz Besonderes und passen genau zu dir.“

Rahel kaute auf ihrer Unterlippe.

„Sag mir, ob du sie magst!“

„Oh ja! Sehr sogar! Ich möchte sie richtig anfassen.“

Rahel schüttelte den Kopf. Sie hob das Nachthemd auf und verschwand in ihrem Zimmer.

Einige Tage später, als ich von der Schule nach Hause kam, erwartete sie mich.

„Ich habe die Mens.“ Es klang so erwachsen.

„Zum ersten Mal?“ Ich hätte mir am liebsten die Zunge abgebissen. Es war so klar. Sie hatte auf mich gewartet, damit es vor mir keiner erfuhr. Ich wusste ja, dass sie bis dahin noch keine Blutungen gehabt hatte. Doch sie sagte nichts, sondern zeigte mir nur eine lange Nase.

„Tut es weh? Ist es schlimm?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Freust du dich?“

Sie nickte. Dann umarmte sie mich. Ich hielt sie fest und drückte sie an mich.

„Dann freue ich mich mit dir.“

Diesmal hatte ich das Richtige gesagt, denn Rahel drückte mir schnell einen Kuss auf den Hals.

Es vergingen ein paar Tage, bis ich darüber nachzudenken begann. Ich hatte wohl verstanden, dass Rahels Brüste zu wachsen begannen und dass sie zum ersten Mal ihre Monatsblutung bekommen hatte. Aber ich hatte nicht realisiert, was das bedeutete. Es war ein merkwürdiger Moment, als ich es begriff. Er glich dem Schrecken, wenn ei-

nem einfällt, dass man etwas Wichtiges vergessen hat, und der darauffolgenden Verwunderung darüber, dass einem etwas so Wichtiges überhaupt entgangen sein konnte. Ich suchte nach einem Wort für das, was mit Rahel geschah. „Geschlechtsreif“ war alles, was mir einfiel. Ein Wort mit einem Missklang, der meine Gedanken durcheinanderwirbelte. Sie wird Kinder kriegen. Sie wird dem Baby ihre Brust geben. Dann fiel mir nichts mehr ein. In Wirklichkeit wollte ich nichts davon wissen. Rahel als erwachsene Frau war für mich ein beängstigendes Thema. Ich war den Schlussfolgerungen nicht gewachsen. Aber so weit dachte ich erst gar nicht nach.

Um mich sicherer zu fühlen, ließ ich meinen Intellekt in einer anderen Richtung suchen. Wie funktionierte das alles? Was genau geschah dabei? Aus dem einen Kind wurde eine Frau, aus dem anderen Kind ein Mann. Es gab Spermien und Eizellen, das wusste jeder. Aber wie sah es im Unterleib einer Frau aus und wozu diente was? Was wusste ich als Sechzehnjähriger eigentlich darüber? Ich kramte in meinem Gedächtnis nach den Fetzen, die ich aus Büchern und Zeitschriften, aus Biologiestunden und Gesprächen mit Ansgar gesammelt hatte und die ich nun zu einem Ganzen zusammensetzen versuchte.

Dass es im Pfarrhaus alle Arten von Aufklärungsliteratur gab, war kein Geheimnis. Bücher für Heranwachsende und für junge Paare, für die zweite Lebenshälfte und für das Vorschulalter. Es gab sogar solche mit kunstvollen Fotografien von nackten Liebespaaren sowie von werdenden und gebärenden Müttern. Das Richtige für mich, dachte ich mir, wäre ein Atlas von den menschlichen Geschlechtsor-

ganen. Nachdem ich das Gesuchte gefunden hatte, vertiefte ich mich in die Schautafeln und Texte. Ich lernte bis tief in die Nacht hinein wie für ein Examen. Tatsächlich würde ich nach meinem Selbststudium bis zum Abitur von allen Mitschülern am besten Bescheid wissen, nicht nur über die Fortpflanzung, sondern auch über sämtliche Möglichkeiten, eine Schwangerschaft zu verhüten. Natürlich war mir nicht bewusst, dass ich mich keineswegs mit Gynäkologie befasste, sondern mit etwas, wofür es keine Bezeichnung gab, außer allenfalls *Rahelologie*. Ich hatte einen Anatomieatlas auswendig gelernt, dabei interessierte ich mich ausschließlich für die Scheide, Gebärmutter und Eierstöcke meiner vierzehnjährigen Schwester.

Die Jungen in meiner Klasse waren ständig in Aufregung darüber, dass es nicht nur Jungen, sondern auch Mädchen gab. Es gab die verschiedenartigsten Mädchen. Schöne, kluge, umgängliche, freche, reife Mädchen und viele andere mehr. Alle meine Klassenkameraden hielten ständig nach ihnen Ausschau, wie Weltraumteleskope nach fernen Galaxien. Sie schlichen ihnen nach, wagten es kaum, sie anzusprechen, hätten aber gern eines der Mädchen zur nächsten Party eingeladen, mit dem Ziel, es anzufassen und zu küssen, falls es sich nicht wehrte. Alle Jungen, die ich kannte, waren entweder mit Anbaggern beschäftigt oder aber damit, eine Abfuhr zu verdauen.

Was war nur mit mir los? Ich fand den Umgang mit Mädchen nicht komplizierter als denjenigen mit Jungen. Nur hatte ich bei manchen Mädchen das Gefühl, es könnte schön sein, mit ihnen zu schmusen. Weil ich ihnen gerne in die Augen schaute. Weil ich ihren Geruch gerne roch.

Weil ihre Haut so rein und so weich aussah. Ich war nicht schüchtern und glaubte zu wissen, wie ich vorgehen müsste. Wenn ich „ihr“ über eine gewisse Zeit Aufmerksamkeit schenkte, würde sie sich einladen lassen und mit mir irgendwo hingehen, wo wir uns umarmen und streicheln konnten. Ob das Mädchen meiner Wahl mich mögen würde, fragte ich mich nicht. Doch ich zweifelte auch nicht daran. Jedenfalls mochte ich Mädchen gerne, sah jedoch keinen Grund, mich näher mit ihnen einzulassen. Immer wieder zerbrach ich mir den Kopf darüber, warum alle Jungen hinter den Mädchen her waren, nur ich nicht.

Hätte mich jemand gefragt: „Hast du schon ein Mädchen?“, dann hätte ich verneint. Ich hatte tatsächlich kein Mädchen, keine, mit der ich ging. Es war alles wie immer. Ich war noch nie verliebt gewesen. Ich hatte noch keinen Kuss erlebt. Ich sehnte mich nicht einmal nach einer Freundin. Doch den Grund dafür zu erkennen, war mir damals einfach verwehrt. Nichts lag mir ferner als die Vorstellung, Rahel und ich könnten ein Liebespaar werden.

Eines Abends ging ich zu Rahel hinüber. Sie saß an ihrem Schreibtisch und lernte für die Schule. Das erstaunte mich ein wenig. Es war die letzte Schulwoche vor den großen Ferien und sie hatte ihr Zeugnis schon bekommen.

„Kannst du in zehn Minuten wiederkommen? Dann bin ich mit allem fertig“, fragte sie mich, ohne sich umzudrehen.

Ich setzte mich auf ihr Bett und antwortete: „Ich warte hier.“

Sie murmelte etwas Unverständliches, das jedoch nicht abweisend klang. Also wartete ich und beobachtete sie, wie sie sich über ein Heft beugte, ein aufgeschlagenes Buch neben sich, und schrieb. Was für ein zartes Mädchen sie war! Von den Flügelchen auf ihrem Rücken wanderten meine Augen die Dornfortsätze ihrer Wirbelsäule entlang hinunter. Verwundert nahm ich wahr, dass sie eine Taille bekommen hatte und von hinten schon ein wenig wie eine Frau aussah. Auch ihr Gesäß war breiter und rundlicher geworden. Es war mir bisher nicht aufgefallen. Ich schloss die Augen, um mir den ungewohnten Anblick einzuprägen. Es klappte nicht beim ersten Mal. Immer wieder glitten meine Augen über ihre Rückseite und immer wieder betrachtete ich das Bild mit geschlossenen Augen. Ich fühlte einen Stich im Herzen. Ich fand, dass sie immer schöner wurde, und fragte mich, ob auch das, was ich empfand, immer stärker werden würde, je besser sie mir gefiel. Würde ich irgendwann in Ohnmacht fallen, wenn ich Rahel ansah? Oder würde ich bei ihrem Anblick ersticken? Ich stellte mir vor, sie stünde als antike Göttin auf einer Säule, und ich würde auf die Knie fallen und mich vor ihr verneigen.

Ich hörte sie kichern und schlug die Augen auf. Jetzt stand sie vor mir. Kein Zweifel, sie war ein paar Zentimeter größer als noch an Weihnachten.

„Bist du eingeschlafen?“, fragte sie.

Ich richtete mich auf und schüttelte den Kopf. Eine Weile lang schauten wir uns nur an.

„Du bist das schönste Mädchen, das ich kenne“, stieß ich hervor.

„Hör auf damit! Mirjam und Esther sind viel hübscher.“

Ich dachte nach und erwiderte:

„Ja, vielleicht. Kann sein, dass Mirjam und Esther hübscher sind als du. Aber hübsch ist nicht dasselbe wie schön. Hübsche Mädchen gibt es wie Sand am Meer. Schöne Mädchen sind selten. Du bist ein seltenes Mädchen, Ra-hel.“

Sie zog die Augenbrauen hoch und musterte prüfend mein Gesicht. „Ehrenwort?“, fragte sie plötzlich. Ich hob die rechte Hand und streckte zwei Finger in die Luft.

„Ehrenwort!“

Wieder kicherte sie.

„Du bist sicher nicht gekommen, um mir zu sagen, dass ich ein seltenes Mädchen bin ...“

„Ich wollte dich fragen, ob du mich deine Muschi angucken lässt.“

„Meine Muschi? Was ist mit meiner Muschi?“

„Ich weiß nicht, wie sie aussieht.“

Sie lachte laut auf. „Ich weiß auch nicht, wie meine Muschi aussieht.“

Was wollte sie damit sagen? Verspottete sie mich?

Rahel schien meine Gedanken zu lesen.

„Das ist kein Witz. Ich habe meine Muschi noch nie gesehen. Ich komm da nicht hin, ich kann mich noch so krumm machen.“

„Dann können wir sie zusammen angucken“, schlug ich vor.

Sie setzte sich zu mir auf die Bettkannte und wir überlegten gemeinsam, wie wir es am besten anstellen und was wir dazu brauchen würden. Aus unseren Federbetten würden wir ein Polster formen, damit sie sich mit gespreizten Bei-

nen aufrecht auf das Bett setzen konnte. In Esthers Zimmer hing ein großer Spiegel an der Wand. Wenn wir den Stuhl ans Bett heranzögen, könnten wir ihn dagegen lehnen. Die Lampe mit den drei schwenkbaren Spots aus dem Musikzimmer würde genug Licht abgeben. Wir würden unser Spiel aber heute nicht spielen können, weil zu viele Personen im Pfarrhaus umhergingen. Rahel nannte diese Untersuchung tatsächlich „unser Spiel“. Wir beschlossen, den nächsten Gottesdienst zu schwänzen. Wir würden uns unserem Spiel widmen, während die anderen in der Kirche saßen.

Doch bevor es soweit war, kam uns der Zufall zu Hilfe. Das war am Abend des letzten Schultags. Unsere älteste Schwester Esther berichtete bei Tisch von ihrem Besuch bei der Gynäkologin. Es hatte sich um eine Routineuntersuchung gehandelt. Die Ärztin hatte ihr gezeigt, wie sie sich selbst untersuchen konnte und ihr ein Spekulum mitgegeben, ein einfaches aus transparentem Kunststoff.

„Ich leihe es euch auch gerne aus, aber macht es nicht kaputt“, warf sie in ihrer provokanten Art in die Runde, ohne sich an eine bestimmte Person zu richten. Wer würde sich als Nächstes äußern und wie? Als sich Thomas räusperte, hielt ich unwillkürlich den Atem an.

„Seid ihr nicht ein wenig zu alt für Doktorspiele?“, fragte er, sah dabei aber Jakob und Mirjam an. Doch die beiden grinsten nur. Renate runzelte die Stirn. Auch wir, Rahel und ich, fixierten Jakob und Mirjam. Die zwei waren die Verdächtigen, nicht Rahel und ich. Also hatte noch niemand den übermächtigen Geist bemerkt, der uns zusammenhielt. Sie konnten ihn nicht bemerkt haben, denn

schon seit einem halben Jahr schwiegen Rahel und ich uns an, wenn Dritte dabei waren. Unser Geist bewirkte auch, dass wir die Sache mit dem Spekulum nicht zu besprechen brauchten. Es war selbstverständlich, dass Rahel zu Esther gehen würde. „Darf ich mir das Ding einmal ansehen?“, würde sie fragen und sich einprägen, wo Esther das Spekulum herausholte und wo sie es wieder verstaute. Esther würde verstehen, dass Rahel neugierig darauf war.

Wir hatten uns gut vorbereitet. Rahel brachte Esthers Spiegel und das Spekulum, während ich die Leuchte holte. Gemeinsam bauten wir aus unserem Bettzeug die Rückenstütze für Rahel. Unser Spiel konnte beginnen. Sie zog sich vollständig aus, auch den Pullover und das Hemd und die Strümpfe. Sie tat es für mich – und weil es ihr gefiel, ein seltenes Mädchen zu sein, dachte ich. Sie nahm ihre Position ein und saß jetzt nackt vor mir, die Beine gespreizt, so weit sie konnte.

„Bitte, zieh dich auch aus, Jona.“ Es klang unendlich zärtlich. Ich verstand augenblicklich. Ich beugte mich über sie und küsste sie auf den Mund. Sie erwiderte den Kuss.

„Du hast recht, Rahel“, flüsterte ich und begann, aus den Kleidern zu schlüpfen. Als ich nackt war und mich aufrichtete, sah ich, dass sie sich die Lippen leckte. In diesem Moment spürte ich den Kuss, den ich ihr gegeben hatte, als eine Art Echo auf meinem Mund. Rahel sah mich aus aufgerissenen Augen an. Mein Herz begann wild zu hämmern und meine Gedanken liefen Sturm. Ich hatte sie zwar zum ersten Mal geküsst, aber es war doch nur ein Küsschen gewesen, ein Hauch von Mund zu Mund, eine Sekunde,

höchstens drei. Oder nicht? So, wie Rahel vor mir saß und mir ihr Geschlecht darbot, bedeutete dieser Kuss etwas anderes. Aber was? Ich wollte etwas sagen, doch meine Stimme hatte mich verlassen.

Rahel hielt die Lippen geschlossen und nickte so schwach mit dem Kopf, dass ich es kaum erkennen konnte. Sie legte die Hände auf ihre Knie und zog ihre Schenkel noch weiter auseinander. Ich kauerte mich neben dem Spiegel nieder und begann mit unserem Spiel, das jetzt aufgehört hatte, ein Spiel zu sein.

Am Anfang ließ sie mich machen. Sie sprach nur, wenn ich ihr die Sicht auf den Spiegel verdeckte. Ich zog ihre Schamlippen auseinander und strich sie glatt, damit der Eingang zur Scheide frei lag. Ich sah mir alles genau an. Ab und zu bewegte Rahel das Becken, damit sie eine bestimmte Stelle besser sehen konnte. Weil sie so knochig war, wölbte sich der Venusberg hoch empor, als wolle er alle Blicke auf sich ziehen. Die Haut, die sich darüber spannte, war ganz glatt und weich. Auch Rahel schien davon ange-tan, denn sie begann, ihr Schambein zu streicheln. Das sah schön aus. Dann befangerte sie ihre Muschi überall. Ich schaute zu, wie sie sie in die Länge und Breite zog. Es sah aus, als wolle sie sie schließen und öffnen. Schließlich reichte sie mir das Spekulum.

„Sei vorsichtig“, sagte sie leise. Ihre Stimme war belegt.

Wir hätten wissen müssen, dass wir mit dem Spekulum nicht weit kommen würden. Wir hatten beide nicht daran gedacht, nicht daran denken wollen. Schon nach wenigen Zentimetern stieß ich gegen das Hymen. Das war die Bezeichnung, die in meinem Anatomiebuch dafür verwendet

wurde. Das Wort hatte mit einem Gott der alten Griechen zu tun. Rahel stieß einen Seufzer aus. Vorsichtig öffnete ich das Spekulum millimeterweise, bis ich hineinspähen konnte. Unwillkürlich holte ich tief Atem. Das Häutchen! Es gab kein unpassenderes Wort als dieses. Das musste Rahel auch sehen. Ich half ihr, das Becken anzuheben und sich gleichzeitig nach vorn zu beugen, während sie das Spekulum selbst in die Hand nahm und ausrichtete. Sie erstarrte und rührte sich sekundenlang nicht. Gebannt starrte sie in den Spiegel. Ich wusste, was sie sah. Das Hymen schien aus Leder zu sein, aus zähem, hellem Leder. Es verschloss Rahels Scheide vollständig, bis auf zwei kleine ovale Schlitze in der Mitte. Einen jungfräulicheren Schoß konnte man sich nicht vorstellen.

Rahel zog das Spekulum heraus, ließ sich zurückfallen und streckte sich auf dem Rücken aus. Sie streckte mir ihre Arme entgegen.

„Komm, Jona, komm!“

Wir waren nackt. Das war nicht mehr unser Ritual. Als ich auf ihr lag, schloss ich sie in meine Arme, sehr zärtlich und sehr bestimmt. Auch Rahel schlang ihre Arme um mich und hielt mich fest. Nach ein paar Minuten wurde der Schlag unserer Herzen wieder langsamer. Dann begann die Kirchenglocke, das Vaterunser zu läuten. Wir schwiegen und lauschten. Als sie wieder verstummt war, flüsterte mir Rahel ins Ohr: „Vater unser, vergib uns unsere Schuld!“

Sie kicherte und fügte hinzu: „Bleib auf mir liegen, bis zum Ende.“ Sie meinte das Ende des Gottesdienstes.

Es war Mitternacht. Noch den ganzen Tag hatte ich Rahels Haut auf meiner gespürt. Es war höchste Zeit, um nach ihr zu sehen. Das ganze Pfarrhaus lag in schlafender Stille. Ich huschte zu ihrem Zimmer und lauschte. Kein Geräusch. Lautlos drückte ich die Klinke hinunter und stieß die Tür auf. Jetzt konnte ich ihre Atemzüge hören und ihr Geruch stieg mir in die Nase.

„Rahel!“, flüsterte ich, „Rahel!“

Keine Antwort. Ich schlich zu ihrem Bett und kniete mich am Kopfende hin. Gleichmäßige, friedliche Atemzüge. Es war stockdunkel. Ich schloss die Augen und stellte mir die Umrise ihres Körpers unter dem Federbett vor. Ich hätte sie gerne berührt, ihr Gesicht gestreichelt, ihre Hand genommen. Aber ich wollte sie nicht aufwecken. Ich ging in mein Zimmer zurück, legte mich ins Bett und hing meinen Gedanken nach.

In den nächsten Tagen würde Rahel zu Oma Beck aufs Land fahren und so lange dortbleiben, bis sie genug von den Äckern, Obstbäumen und Beerensträuchern hatte. Indem Rahel den Bauern in den Obstgärten half, konnte sie sich ein gutes Taschengeld verdienen. Die Erntezeit hatte schon begonnen. Die Kirschen waren reif und vor allem die Beeren. Rahel liebte Beeren und würde beim Pflücken so viele davon naschen, dass sie Bauchschmerzen bekäme. Ich wusste nicht, wann sie wieder zurückkommen würde. Sie wusste es ja selbst nicht. Letztes Jahr war sie bei Oma Beck geblieben, bis die Schule wieder losging. War Rahel nicht bei mir, das wusste ich aus Erfahrung, dann vermisste ich sie nicht. Ich dachte zwar dauernd an sie, aber ich hatte nicht dieses Gefühl, ich wolle lieber sterben, als auf unser

Wiedersehen zu warten. Es war vielleicht das Richtige, dass Rahel für eine Weile verreiste, nach dem, was wir heute getan hatten. Jedoch nicht nur heute, sondern die ganze Zeit, all die Monate seit Heiligabend. Bestimmt würde ihr ein wenig Abstand guttun. Ich für meinen Teil brauchte eine Denkpause. Jedenfalls redete ich mir das ein und kam mir dabei sehr vernünftig vor.

Wir waren eine neunköpfige Familie und konnten es uns nicht jedes Jahr leisten, in Urlaub zu fahren. Mir war das recht, denn ich fand Ferien mit der ganzen Bande ziemlich anstrengend. Auch Rahel fuhr lieber allein zu Oma Beck. Ich hatte nichts Konkretes geplant. Aber Ansgar und Astrid hatten seit Pfingsten eigene Reitpferde und wir konnten uns bei der Pflege und beim Training ein wenig abwechseln. Mit diesen Gedanken schlief ich ein.

Jemand rüttelte an meiner Schulter. Rahels Stimme gellte in meinen Ohren. „Aufstehen! Schnell! Du kommst zu spät zur Schule! Jona, wach endlich auf!“

Völlig verwirrt versuchte ich, mich aufzurappeln.

„Was für ein Tag ist heute?“, stieß ich hervor.

„Heute ist Montag. Heute ist der erste Ferientag“, rief Rahel und begann, schallend zu lachen. Ich konnte mich nicht dazu durchringen, ihren Scherz komisch zu finden. Mit saurer Miene wartete ich darauf, dass sie sich wieder beruhigte. Doch je griesgrämiger ich dreinschaute, desto mehr musste sie lachen. Nach einer Weile versuchte ich ein Lächeln.

„Okay, du hast mich reingelegt. Guter Trick.“

Rahel legte einen Zeigfinger an ihren Mund.

„Hör zu, Jona. Wir gehen zusammen weg. Du begleitest mich zu Oma Beck. Sie hat vorhin angerufen und sich erkundigt, wann ich komme. Sie hat gefragt, ob ich alleine käme oder ob noch jemand von uns mitkommen möchte.“

Ich begriff nichts. Gewiss hatte ich mich verhört. Rahel schaute mich an und brach wieder in Gelächter aus.

„Raus aus dem Bett, Jona! Du musst deinen Koffer packen. Nach dem Mittagessen fahren wir los, nur du und ich, zu Oma aufs Land.“

Von einer Sekunde zu andern war ich von unbändiger Freude erfüllt. Ich erglühte innerlich. Plötzlich fühlte ich mich ganz leicht und ganz warm. Wir würden Tage und Wochen miteinander verbringen, vielleicht die ganzen Ferien. Ohne Thomas, ohne Renate, ohne Geschwister. Nur Oma Beck und Rahel und ich.

„Aber was geschieht dort?“, fragte ich mich dann. „Was werden wir tun? Haben wir das überhaupt noch im Griff?“ Doch ich brachte keinen Ton über die Lippen.

Sie musste schon wieder lachen. „Du bist ja kalkweiß im Gesicht. Hast du Schiss vor mir?“

Inhalt

Prolog	4
<i>Erster Teil · Rahel</i>	
Erstes Kapitel	8
Zweites Kapitel	24
Drittes Kapitel	38
Viertes Kapitel	52
Fünftes Kapitel	70
<i>Zweiter Teil · Astrid</i>	
Erstes Kapitel	83
Zweites Kapitel	95
Drittes Kapitel	108
Viertes Kapitel	124
Fünftes Kapitel	142
<i>Dritter Teil · Jona</i>	
Erstes Kapitel	158
Zweites Kapitel	174
Drittes Kapitel	188
Viertes Kapitel	200
Fünftes Kapitel	214
Epilog	232
Impressum	237

Impressum

Text

Raya Mann © Copyright Raya Mann
Das Urheberrecht liegt bei
Raya Mann
c/o Vergolderei von Wedel
Auf dem Graben 18
79219 Staufen im Breisgau
raya.mann@gmx.de

Lektorat

Julia Gilcher, Berlin
www.wordsinflow.de

Layout

Dirk Schuka, Staufen im Breisgau

Titel

Gestaltung: Dirk Schuka © Copyright Raya Mann
Fotografie: dsheremeta www.stock.adobe.com
© Copyright Raya Mann
Alle Rechte vorbehalten

Druck

epubli ein Service der neopubli GmbH, Berlin
Printed in Germany

Frühere Werke von Raya Mann

Agnes betet

ISBN: 978-3-7450-2184-4 (Softcover)

ISBN: 978-3-7380-1239-2 (E-Book)

Die eine wahre Liebe

ISBN: 978-3-7450-2185-1 (Softcover)

ISBN: 978-3-7380-8188-6 (E-Book)

Serenus · Teil 1

ISBN: 978-3-7427-0264-7 (Softcover)

ISBN: 978-3-7380-8705-5 (E-Book)

Serenus · Teil 2

ISBN: 978-3-7450-3199-7 (Softcover)

ISBN: 978-3-7427-9866-4 (E-Book)